

G+L GARTEN + LANDSCHAFT

SPIEL OHNE GRENZEN –
BEWEGUNG MIT FANTASIE
UND MUT GESTALTEN

mit Projekten für
alle Menschen – mit
Einschränkungen, ohne,
bunte, alte, junge



INKLUSIVE SPIELRÄUME – DAS BRANCHEN- GESPRÄCH

Die Gestaltung inklusiv gestalteter Spielräume spaltet die Profession. Für die Planung fehlt eine allgemeingültige Definition des Inklusionsbegriffes, die Sinnhaftigkeit der Inklusionsmatrix erschließt sich nicht jedem, und über die Kostenintensität inklusiver Spielräume ist man sich auch nicht einig. Es gibt Redebedarf. Wir haben im Expert*innengespräch der Spielplatzbranche definiert, welchen.

INTERVIEW: THERESA RAMISCH



INTERVIEWPARTNER

Peter Schraml berät mit seiner Firma „Massstab Mensch - barrierefrei & sicher leben“ alle mit der Planung, dem Bau, der Einrichtung, Inspektion und Wartung von Kindertagesstätten und Spielplätzen Beschäftigten. Er war zehn Jahre Aufsichtsperson bei einem Unfallversicherungs-träger und bringt das hier erlangte Wissen heute als Obmann des "Normenausschusses Spielplätze und Freiräume zum Spielen" sowie im "Arbeitskreis Inklusion" ein. Er ist zudem Diplom-Ingenieur (FH) Architektur und Ausbilder für "Qualifizierte Spielplatzprüfer".

Starten wir mit einer provokanten Grund-satzfrage: Peter Schraml, sollten Ihrer Meinung nach sämtliche Spielplätze künftig inklusiv gestaltet werden?

Peter Schraml: Ich frage darauf gerne provokant zurück: Kann oder will es sich unsere Gesellschaft weiterhin leisten, Menschen aufgrund ihres Andersseins vom alltäglichen Leben auszuschließen? Meiner Überzeugung nach ist es unsere Pflicht als Gesellschaft, öffentlichen Raum – und damit auch Spielräume – so zu gestalten, dass für alle Menschen nutzbare Angebote zur Verfügung stehen. Weiterhin wird es immer Spielplätze geben, die aufgrund ihrer Lage, ihrem Nutzungsangebot oder Ähnlichem nicht inklusiv gestaltet werden können. Das sollte jedoch die Ausnahme sein.

Franz Danner, Steffen Strasser, Katrin Pogan, wie sehen Sie das?

Franz Danner: Meiner Meinung nach sollten, wo machbar, technische Barrieren verhindert und so Inklusion möglich gemacht werden. Es gibt aber Bereiche, wo der Zugang für alle Personen unabhängig von Alter und Fähigkeiten gar nicht gewünscht ist. Ein wichtiges Element der Entwicklung von Kindern ist nachweislich die Möglichkeit, sich der Überwachung der Eltern zu entziehen. Versteckmöglichkeiten oder Spielareale, die für Erwachsene nur schwer erreichbar sind, sind hier der Schlüssel. Bei starken geistigen Einschränkungen oder bei noch nicht vorhandenem Risikobewusstsein ist der Entzug aus der Beaufsichtigung jedoch mit hohen Gefährdungen verbunden.

Steffen Strasser: Ich kann auf Ihre Frage nur mit einem deutlichen „Es kommt darauf an“ antworten. Es kommt darauf an, was man unter „inklusiv“ versteht und welchen Ausdruck das wiederum in einem Spielraum finden soll. Wir glauben, dass innerhalb eines Sozialraumes von Kindern inklusive Spielräume wichtig sind. Wenn man aber Inklusivität mit „Barrierefreiheit“ übersetzt, denke ich, ist das nicht auf alle Spielplätze übertragbar.

Katrin Pogan: Ich sehe das ähnlich wie mein Kollege Steffen Strasser. Um die Frage beantworten zu können, müssen wir definieren, was der Begriff „inklusiv gestalteteter Spielplatz“ meint. Wenn wir darunter einen Spielraum verstehen, der allen

Kindern, unabhängig von ihren Fähigkeiten, Spielangebote und Teilhabe ermöglicht, dann denke ich, dass wir diesen Anspruch zukünftig an alle Spielplätze haben sollten.

Damit sind wir schon bei einer der grundsätzlichen Herausforderungen: Es mangelt in der Planung an einer Definition des Inklusionsbegriffes. Viele verstehen darunter Unterschiedliches, haben andere Bilder vor Augen. Aber versuchen wir es doch einfach mal: Wie definieren Sie vier „Inklusion“ bzw. „inklusive Spielplatzgestaltung“ für sich und Ihre tägliche Arbeit?

Katrin Pogan: Inklusion ist für mich das Miteinander aller Menschen mit ihren individuellen Einschränkungen und Fähigkeiten. Eine inklusive Spielplatzplanung sollte viele verschiedene Nutzungsangebote machen. Nicht jedes Angebot muss für jeden nutzbar sein, aber für jeden sollte etwas dabei sein. Es dürfen eben nicht spezielle Plätze für Menschen mit Einschränkungen gebaut werden, sondern so attraktive Spielplätze, dass sich für alle Kinder Herausforderungen finden und zum gemeinsamen, bewegungsfördernden Spiel animieren. Weitere wesentliche Aspekte sind zudem Erreichbarkeit der Geräte, ausreichend Sitzgelegenheiten, Rückzugsmöglichkeiten, Zugänglichkeit und Personengruppen. Bei „Barrierefreiheit“ und „Inklusion“ denken viele an Rollstuhlfahrer*innen. Es geht aber um weit mehr, nicht allein um das Thema der Befahrbarkeit. Den vielen Bedürfnissen aller gerecht zu werden, das ist die Herausforderung.

Franz Danner: Inklusion bedeutet für mich, dass jemand selbstbestimmt am gesellschaftlichen Leben teilnehmen kann, ohne dass diese Person durch technische Barrieren ausgegrenzt wird. Allerdings heißt das nicht – da stimme ich Katrin Pogan absolut zu –, dass jeder alles tun können muss. Inklusive Spielräume sollten für möglichst viele Menschen Anreize eines Besuchs schaffen. Zudem sollte das Erreichen dieser Anreize möglichst eigenständig machbar sein. Dabei müssen immer mehrere Optionen offenstehen, um eine Vielzahl von unterschiedlichen Beeinträchtigungen und Fähigkeiten zu berücksichtigen.

Steffen Strasser, Peter Schraml, was ist Ihre Definition?



INTERVIEWPARTNER

Dipl.-Ing.(FH) Franz Danner studierte Maschinenbau und ist seit 1987 beim TÜV SÜD angestellt. Seine Haupttätigkeit als Experte für Spielplatzgeräte umfasst die Prüfung von Baumustern zur GS-Zeichenvergabe, die Begutachtung von Sonderprojekten in Europa und USA, die Beratung und Schulung von Planer*innen, Architekt*innen und Wartungspersonal. Daneben sind auch immer wieder Beauftragungen als Sachverständiger für Gerichtsverfahren zu verzeichnen.

Steffen Strasser: Für uns ist Inklusion hauptsächlich eine soziale Dimension in dem Sinn, dass Spielräume einen Ort darstellen, an dem Kinder durch körperliches Spiel miteinander interagieren und daran wachsen können. Ein Ort, der diese Interaktion möglichst vielen Kindern unterschiedlichster Fähigkeiten und Einschränkungen anbietet, ist aus unserer Sicht inklusiv. Ein Kernpunkt ist hier sicherlich die Erreichbarkeit von attraktiven Angeboten. Das heißt aber nicht unbedingt, dass unserer Meinung nach alle Spielangebote erreichbar sein müssen – die attraktivsten jedoch schon.

Peter Schraml: Für mich zeichnen sich inklusive Spielräume durch vielfältige Nutzungsangebote aus. Sie fordern mit unterschiedlichen Schwierigkeiten heraus und sprechen verschiedene Sinne an. Sie sind Orte der Begegnung, die Menschen jeden Alters, mit den unterschiedlichsten Fähigkeiten in attraktiv gestalteter Umgebung zusammenbringen, Bewegung fördern, Vielfalt berücksichtigen. Orte, an denen jeder etwas findet, das er kann und ihm Spaß macht. Beim Arbeitskreis Inklusion des Normungsausschuss NA 112-07-01 AA Spielplatzgeräte – kurz der AK Inklusion – orientieren wir uns an dem Grundsatz: „Inklusion bedeutet, dass jeder Mensch dabei sein und nach seinen eigenen Fähig- und Fertigkeiten mitmachen kann.“

Mit eben diesem Arbeitskreis Inklusion haben Sie, Peter Schraml, in den vergangenen zwei Jahren eine „Inklusionsmatrix“ entwickelt, die in Form eines Bewertungs- und Messinstruments den Inklusionsgrad eines Spielplatzes definieren kann. Was war die Idee dabei?

Peter Schraml: Beim AK Inklusion haben wir das Ziel, Spielräume mit einem breiten Spektrum an Wahrnehmungs- und Bewegungserfahrungen anzubieten. Um das zu erreichen, gehen wir neuartige Wege: Statt den Fokus weiterhin auf unterschiedliche Behinderungsarten zu legen – also auf das, was Menschen nicht können –, stellt unsere Arbeit die individuellen Fähigkeiten und Fertigkeiten in den Mittelpunkt. Hierfür haben wir im Rahmen der Matrix drei grundlegend neue Annahmen in Bezug auf die Nutzer*innen festgelegt: Wir setzen 1) Angebote für alle, 2) Fähigkeiten der Nutzer*innen und 3) gleiche Sicherheit für alle voraus. Das heißt: Im Sinne der Matrix

müssen nicht alle Nutzer*innen alles können, aber es muss für jede*n ein Angebot respektive Herausforderungen vorhanden sein und möglichst viele unterschiedliche Sinne angesprochen werden. Wir berücksichtigen zudem Kinder und betreuende Personen, die in der Lage sind, ihren Alltag aus eigener Kraft zu bewältigen. Jene, die ihren Alltag nur mittels Unterstützung durch andere bewältigen können, haben diese Unterstützung selbstverständlich auch auf dem Weg zum Spielplatz und auf dem Spielplatz selbst nötig. Im Umkehrschluss werden dadurch auch Verletzungen sowohl für Menschen mit Beeinträchtigungen als auch für Menschen ohne Beeinträchtigungen in Kauf genommen. Dabei setzt das Bewertungsschema der Matrix das Zusammenspiel der Aspekte Erreichbarkeit (Wie komme ich hin?), attraktives Spielangebot (Was kann ich dort tun?) und Sinneserfahrungen (Sind unterschiedliche Sinneserfahrungen möglich?) in ein Verhältnis.

Was zeichnet Ihrer Meinung nach die Matrix aus?

Peter Schraml: Es ist ein sehr flexibles System, da es nicht den einen barrierefreien Musterspielplatz definiert, sondern verschiedene Möglichkeiten eröffnet. Unsere Erfahrung zeigt, dass gute Ergebnisse – seitens der Ausschreibenden wie der Planer*innen – erzielt, wer die Gesamtheit im Blick behält. Die in der Matrix definierten Grundanforderungen für inklusive Spielräume können auf vielfältige und sehr unterschiedliche Weise umgesetzt werden. Erfüllt ein Spielplatz eine bestimmte Anzahl der in der Matrix aufgestellten Kriterien, wird dieser als inklusiver Spielraum bezeichnet. Durch das Berücksichtigen dieser Gedanken entstehen bei guter Planung attraktive Spielräume mit Aufenthaltsqualität.

Ihnen allen ist die Inklusionsmatrix nicht neu. Ist sie die Lösung für die künftige Gestaltung inklusiver Spielräume?

Franz Danner: Für mich stellt die Matrix nur bedingt eine Lösung dar. Ich habe eher die Befürchtung, dass sie als „Checkliste“ und als „Alibifunktion“ verwendet wird und nicht, um die Neuplanung von Spielarealen zu fördern. Die Matrix sollte daher mittels vieler positiver Beispiele erklärt werden, damit sie als Hilfsmittel zur Gestaltung verwendet werden kann. Punktetabellen sollten nicht verwendet werden.



INTERVIEWPARTNER

Steffen Strasser ist geschäftsführender Gesellschafter der PLAYPARC GmbH. Er ist seit 1998 als Kinderspielplatz- und Fitnessgerätehersteller beruflich tätig und engagiert sich seit 2005 in der Normung in diversen ehrenamtlichen Tätigkeiten.

Steffen Strasser: Ich habe den Ansatz bei unterschiedlichen Gelegenheiten kennenlernen dürfen, würde mich aber nicht als fundierten Kenner bezeichnen. Von dem, was ich gesehen habe, schließe ich, dass die Gruppe ein ehrbares Ziel verfolgt. Ich bin jedoch nicht davon überzeugt, dass das Format einer DIN-Norm das Richtige ist. Die Matrix bildet einen Versuch ab, den Inklusionsgrad eines Spielraumes zu bewerten. Da wir uns als Gesamtgesellschaft schon schwer tun, den Begriff allgemeingültig zu definieren, ist es vermutlich nicht der beste Weg, diese als für die Planungsnorm DIN 18035 ausgelegten Fachbericht zu fassen. Problematisch ist es, wenn ausschließlich das Erfüllen von offiziellen Normkriterien einen Spielraum offiziell inklusiv sein lassen.

Katrin Pogan: Ich sehe das ganz ähnlich. Den Grundgedanken, Planer*innen ein Arbeitsmittel zur Verfügung zu stellen, das sie bei der inklusiven Planung eines Spielplatzes unterstützt, finde ich einerseits sehr gut. Andererseits darf eine Matrix nicht dazu führen, dass Spielplatzplanungen scheitern, weil sie aufgrund örtlicher Gegebenheiten die Punktehürde der Matrix nicht erreichen. Schade wäre, wenn eine Matrix die kreative planerische Gestaltungsfreiheit beschränkt, da die Einhaltung definierter Vorgaben individuelle Planungsansätze eventuell unnötig erschwert. Wichtig ist für mich, dass sich das Bewusstsein für Inklusion verändert und es immer selbstverständlicher wird, so zu denken, zu planen und zu bauen, dass niemand ausgeschlossen wird.

Die Budgetierung ist bei inklusiven Projekten immer wieder Thema. Sind inklusive Spielräume teurer als nicht inklusive?

Steffen Strasser: Da sprechen Sie ein heikles Thema an und sicherlich auch des Pudels Kern. Wir haben die Erfahrung gemacht, dass es nur zwei Aggregatzustände gibt: Entweder wollen Bauherr*innen einen inklusiven Spielraum schaffen – dann spielt das Budget eine untergeordnete Rolle. Oder: Inklusivität spielt keine Rolle. Dann sind Bauherr*innen – trotz Nachhaken – in der Regel auch nicht bereit, das Budget zu erhöhen. Natürlich gibt es auch in Bezug auf Budget unterschiedliche Herangehensweisen. Tendenziell ist aber ein inklusiver Spielraum teurer als ein konventioneller. Wir haben sehr viele kleine, ländliche Kommunen in unserem Kundenkreis, die

vielleicht über 30 oder 40 Kinderspielplätze verfügen. Wenn ich mir deren Budgetierungen für Kinderspielplätze, deren Instandhaltungen und ggf. Neuanschaffungen heute ansehe, kann ich mir eine flächendeckende Umsetzung von inklusiven Spielräumen in den kommenden zehn bis 15 Jahren schwerlich vorstellen. Dazu bedürfte es eines enormen finanziellen Kraftaktes durch die öffentliche Hand, dieses Thema im großen Stil anzugehen. Das ist ohne groß angelegte kommunale Förderprogramme nicht denkbar.

Peter Schraml: Ich möchte da gerne dagegenhalten. Ihre Frage zeigt ein – übrigens in ganz Europa – bestehendes Problem und einen weit verbreiteten irrtümlichen Gedanken auf. Einige Hersteller behaupten, mit der Verwendung ihrer Spielgeräte, zum Beispiel einer Rollstuhlschaukel oder eines Rollstuhlskarussells, wird der Spielplatz inklusiv. Ein solch spezifisches Spielplatzgerät bringt aber meist das genaue Gegenteil: Es stigmatisiert Rollstuhlfahrer*innen, ist für Kinder ohne Rollstuhl nutzlos – ja, häufig sogar verboten – und wird vielen anderen möglichen Einschränkungen und Behinderungen nicht gerecht. Gemeinsam spielen: Fehlanzeige! Für ein breites Angebot für alle Nutzer*innen bedarf es guter Planung, in die das komplexe Zusammenspiel aus Wegeführung und Spielangeboten einfließt, genauso wie sinnvolle Spielabläufe mit Möglichkeiten, Neues zu entdecken. Das ist natürlich mehr als die momentan weit verbreitete Möblierung der Plätze. Nach meiner bisherigen Erfahrung sprengen inklusive Spielgeräte und Spielräume nicht die Budgetierung der Projekte.

Franz Danner, Sie prüfen seit mehreren Jahrzehnten Spielplätze auf deren Sicherheit. Welche neuen Herausforderungen gehen seitens Planungs- und Sicherheitsnormen mit inklusiven Spielgeräten einher?

Franz Danner: Der wichtigste Aspekt bei der Bewertung von Spielwert und Nutzen eines Spielbereichs betrifft die Zugänglichkeit, weil nur damit Aussagen über mögliche Risiken für Nutzer*innen und deren Akzeptanz möglich sind. Die EN 1176-Normen beschreiben hier zwar nur die sogenannten Filter bis zur Altersgrenze von drei Jahren, in der Realität müssen Hersteller*innen, Planer*innen und Prüfer*innen aber alle Entwicklungsstufen



INTERVIEWPARTNERIN

Katrin Pogan ist seit 2001 geschäftsführende Gesellschafterin der Firma Öcocolor GmbH & Co. KG und arbeitet ebenso lange in der Fachgruppe Fallschutz im BSFH – Bundesverband für Spielplatzgeräte- und Freizeitanlagen-Hersteller e.V. mit.

bis zum Erwachsenen berücksichtigen. Diese Filter stehen häufig im Widerspruch zur Barrierefreiheit. Daher ist es wichtig, immer wieder darauf hinzuweisen, dass Inklusion nicht die Abschaffung von Zugangsbeschränkungen bedeutet. Wurde früher ein Spielplatz „barrierefrei“ geplant, ging es nur um Rampenneigungen, Sondergeräte für Rollstuhlfahrer, Radabweiser. Barrierefreiheit für Rollstuhlfahrer ist aber – wie wir nun schon mehrfach gehört haben – nur ein kleiner Ausschnitt der Vielfältigkeit von Inklusion.

Im Zuge des Themas „Inklusion“ fordern einzelne Akteur*innen, die Grundsatzdiskussion nochmal neu aufzurollen. Was braucht es Ihrer Meinung nach für die künftige Gestaltung inklusiver Spielräume?

Franz Danner: Ja, die Diskussion hierüber sollte dringend geführt werden. Die wichtigsten Fragen, die aus meiner Sicht hierzu zu klären sind, lauten: Wie kann man die Inklusion auf Spielplätzen im Bewusstsein der Menschen verankern, ohne dabei den Spielwert zu beeinträchtigen? Welche körperlichen und geistigen Beeinträchtigungen können wir in inklusiven Spielbereichen berücksichtigen, welche bedürfen einer gesonderten Bewertung? Wie verhindern wir, dass Inklusion (Barrierefreiheit) zur Kontaktarmut führt, weil der Anlass zur Kommunikation fehlt? Die Diskussion sollte auf mehreren Wegen stattfinden. Fachzeitschriften sollten Hintergründe und gelungene Beispiele aufzeigen, Fachsymposien sollten das breitere Publikum zur Diskussion einladen.

Ihren Input nehmen wir seitens Redaktion gerne an. Peter Schraml, Steffen Strasser, Katrin Pogan, welche Themen müssen Ihrer Meinung nach (neu) diskutiert werden?

Peter Schraml: Die gesetzliche Vorgabe zur Teilhabe aller Menschen am öffentlichen Leben ist ein Grundrecht und durch die UN-Behindertenrechtskonvention nochmals konkretisiert worden. Wir haben in der Matrix dem Ansinnen Rechnung getragen und die Planung eines inklusiven Spielplatzes nachvollziehbar und bewertbar gemacht. Die Matrix spannt den Bogen weit und ist ihrerseits „inklusiv“. Damit will ich sagen: Bereits vorhandene Standardspielgeräte aus den Katalogen der Hersteller*innen erfüllen oftmals bereits Grundforderungen der Matrix, andere können entsprechend ergänzt und weiterentwickelt werden.

„Inklusive Spielräume“ entstehen aus dem Zusammenspiel von Spielplatzgeräten, Wegesystemen sowie den Gegebenheiten vor Ort, Landschaft und Natur. Darüber hinaus ist die Matrix ein Bewertungskriterium, das Kommunen, Städten, Gemeinden und Betreiber*innen von Spielplätzen die bestmögliche Unterstützung bietet, beim Nachweis im Umgang mit Steuermitteln. Den Steuermitteln aller Bürger*innen, zum Wohle gerade auch der Menschen, die sonst aufgrund wirtschaftlicher Interessen und fehlender Lobby vergessen werden.

Steffen Strasser: Ich bin großer Fan des Subsidiaritätsprinzips. Ich denke, dass die Menschen vor Ort meistens ein recht gutes Gespür dafür haben, welche Bedürfnisse lokal vorhanden sind. Das gilt in Bezug auf das generelle Spielangebot, aber auch auf die Notwendigkeit von dezidiert inklusiven Spielangeboten. Diejenigen, die sich dann also aus freien Stücken für einen inklusiven Spielraum entscheiden, benötigen sicherlich Unterstützung, wie sie ihren Raum entsprechend gestalten können. Ob dies aber durch einen Abprüfkatalog à la Matrix erschöpfend geschehen kann, bezweifle ich. Planerische Unterstützung durch Planungsbüros oder seriöse Hersteller*innen ist hier sicherlich auch eine gute Hilfe. Wenn sich diese zusammenfinden, um Empfehlungen zu entwerfen und Fragenden zur Verfügung zu stellen, wäre dies sicherlich ein guter Ansatz. Abgesehen von der Frage, was Inklusivität eigentlich ist, stelle ich weiterhin gerne die Frage der Finanzierung in den Raum. Es bedarf eines Förderprogramms, um mehr inklusive Spielräume realisieren zu können.

Katrin Pogan: Ich denke, das Wichtigste für die künftige Gestaltung von Spielräumen ist, dass der Inklusionsgedanke in den Köpfen der Menschen ankommt. Sowohl bei Hersteller*innen, Planer*innen, Betreiber*innen und auch bei den Nutzer*innen. Was nutzen die tollsten inklusiv gestalteten Spielräume, wenn die Mauern in den Köpfen derer, die sie nutzen, nicht verschwinden und die Menschen auf den Spielplätzen nicht zueinander finden. Eigentlich kann der Spielraum nur die Basis für Inklusion sein, gelebt werden muss sie von den Menschen. Dieses Ziel zu erreichen ist die Aufgabe unserer Gesellschaft, und es wird noch einige Zeit brauchen, bis wir das geschafft haben – aber wir haben uns auf den Weg gemacht. ■